

Die
Macht der Verhältnisse.

(La force des choses.)

... Le nombre sans l'unité, c'est l'anarchie.

In Frankreich verbotene Schrift.



Uebertragen

von

einem Publicisten.



Magdeburg, 1849.

Verlag von Emil Baensch.

Verhandlungen der Versammlung

(des Jahres 1887)

in der Stadt von ...

Verhandlungen der Versammlung



Verhandlungen der Versammlung

1887

Verhandlungen der Versammlung



Verhandlungen der Versammlung

Verhandlungen der Versammlung

Vorrede.

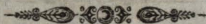


Wo hinaus mit Frankreich? — Die Menschen reißen es mit sich fort, und nur die Macht der Verhältnisse kann ein „Halt!“ gebieten. Aber die Macht der Verhältnisse, die Halt und Stätigkeit geben soll, wo ist die? wo kann man sie schauen? Ist's die Republik? ist's die Präsidentschaft des Kaiser-Neffen? ist's das legitime Königthum? — —



Mittheilung des Herausgebers.

Diese Broschüre ward von den französischen Behörden mit Beschlag belegt. Die jetzige Regierung will nämlich nicht, daß außer ihr noch Etwas in Frankreich existire, was nicht sie ist. Wir brauchten, in der Ueberzeugung, daß man in Frankreich unter zwölf Geschworenen nicht acht gefunden hätte, von denen wir schuldig befunden wären, nur an die Gerechtigkeit des Landes zu appelliren; aber dieser oder jener Uebergangs-Regierung gegenüber konnte nur wenig daran liegen, ob wir eine leichte Gelegenheit, beiläufig den Sieg davon zu tragen, fanden; furchtlos und geduldig appellirt unsere Broschüre lieber an die Zeit und an das Bewußtsein des Volks.



I.

Republik.

Wir können jetzt nicht mehr sein, was wir früher waren; der alte Zeitenlauf ist beendet, und eine neue Epoche socialer Existenz hat begonnen. Bei geringerer Unähnlichkeit ist jetzt mehr Gleichheit, im Zusammenleben mehr Assimilirung und christliche Wechselbeziehung vorhanden. Noch aber liegt nicht klar vor, ob auch die republikanische Form diesen Fortschritt besser umhüllt und befriedigt. Vielleicht hat die Vorsehung uns eine Züchtigung angedeihen lassen, ohne uns einen Widerspruch aufzubürden. Mag nun die Schuld an den Menschen, mag sie an den Verhältnissen liegen: die Republik kann unsere Regierungsform nicht sein. Vielleicht ist eine compacte, eine an einander sich drängende Masse von 36 Millionen Menschen, die, ohne Gauleseien, ohne Einbildungen, ohne Kirchen- und Kriegszucht, nur von ihren Leidenschaften und Interessen allein in Bewegung erhalten werden, überhaupt schon über alle Bedingungen und Verhältnisse einer jeden genügenden Regierungsform hinaus. Ausgemacht ist's wenigstens, daß die schlimmste aller Verbindungen dieser 36 Millionen Vetheiligt derjenige abstracte Regierungsform ist, durch welche die oberste Gewalt, die de facto vom souveränen Volk geübt wird, ohne Regeln, ohne Festigkeit, ohne Bürgschaft, ohne Verantwortlichkeit ist. In den kleinen Republiken der Schweiz und Amerika's, wo Jedermann Hand an die Zügel der Regierung legt, sie nach Belieben leiten und festhalten kann, mag die Republik genügen und den Vorzug verdienen; aber bei unseren und namentlich bei den französischen Zuständen führt die bloße Zahl ohne Einheit zur Zügellosigkeit.

Die Demokratie ist aber heut zu Tage gewissermaßen zur Nothwendigkeit geworden; und wenn Frankreich auch nicht Republik sein kann, so darf es doch nur Das sein, was der Republik am meisten ähnelt. Im Grunde dreht es sich also nur um eine Formfrage. Die Republik ist eine gewaltsame, auf Widersprüche gegründete Form; es handelt sich darum, zu etwas Lebensbeständigerem, und mehr Anklang

Findendem zu gelangen; und sobald wir aus der Einheit, die uns groß und stark macht, nicht heraustreten wollen, haben wir keine Wahl mehr zu treffen, sondern nur einer Consequenz zu genügen; Frankreichs Einheit ist gleichzeitig die Einheit der monarchischen Form. Hier ist nicht mehr von einer Mischung von Vergangenheit und Zukunft, von einer Art Compromiß unter beiden die Rede; wir müssen darin eine frische Schöpfung, die neue und logische Weise einer ganz anderen Ordnung der Dinge erblicken. Wäre das Königthum in der Welt unbekannt geblieben, und hätte es nur überall Republiken gegeben: so würde an dem Tage, wo politische Verschmelzung und Aneinanderreihung eine centralisirte, untheilbare, einige Republik von 36 Millionen Verwaltungsuntergebenen gegründet hätte, die republikanische Form zur monarchischen Einheit gegriffen haben, ja, sie hätte die Königswürde geschaffen. Wären Amerika's Vereinigte Staaten in demselben Grade, unter denselben Bedingungen und Verhältnissen auf die Einheit hingewiesen, wie wir, so tauschten sie den gewählten Präsidenten gewiß gegen einen erblichen Monarchen; mit Einem Wort, haben wir die Zukunft vor Augen, und abstrahiren wir ganz von der Vergangenheit: so giebt's in Frankreich fortan keine andere Logik und Möglichkeit, als die Demokratie mit einem in jeder Beziehung festen Mittelpunkte, keine andere Regierungsform, als die demokratische Monarchie. Fort mit einem Hosi, aber fort auch mit der Wahl und der Präsidentschaft! Es giebt dann nicht weniger Freiheit, nicht weniger Gleichheit, bloß irgendwo etwas Erblichkeit mehr. Nachdem die Monarchie erst eine feudale, dann eine reine, und später eine gemischte gewesen, nimmt sie jetzt demokratischen Geist und Charakter an. Eine solche Königswürde ist keine imaginäre; sie ist vorhanden, sie wird ausgeübt, sie ist selbst unter Verührung mit der Republik herangewachsen; es ist das Belgische Königthum. Der König Leopold, der keine Concessionen machte und keine zu machen hatte, der nur die Nothwendigkeit des Vorhandenseins für sich besaß, ist im Bewußtsein seines Volkes der logisch volksthümlichste Souverän geworden.

Frankreichs Volksbewußtsein strebt nach dieser Regierungsform; die republikanische Erfahrung leitet nothwendig darauf hin, leitet zum belgischen Resultat, zum demokratischen Königthum; darum muß man sich alles Dessen enthalten, was seinen Gang irre führen, was vom Ziele ableiten könnte.

Die Republik ist vorhanden; mag das Land sie nun mit Erstauen, oder mit Unwillen aufgenommen haben, das gilt heute gleich; genug, sie ist da. Der wahre Patriotismus besteht darin abzuwarten, die Republik ihre Schwingen versuchen, sie ihren Lauf vollenden und sie ohne Gewaltmaßregeln allmählig und unter dem Widerstande aller der Unvereinbarkeiten sich abnützen zu lassen, die in Frankreich sie untergraben, der Verhältnisse und Zustände, die sich gegen sie wenden. Mag sie auch anderswo gut sein und den Vorzug verdienen: bei uns

taugt sie Nichts, weil sie unpraktisch ist; und zu einer Zeit, wo, wie in der jetzigen, die Controle, der Geist ein öffentlicher ist, kann der Prozeß zwischen Dem, was sein will, und Dem, was sein kann, wohl kein langer und zweifelhafter sein.

Mögen republikanische Ueberzeugungen auch noch so lebhaft sein: wo sie aufrichtig sind, werden sie an der Gränze der Möglichkeit stehen bleiben. Tüchtige Männer dieser Ueberzeugung, wenn sie zur Leitung der Geschäfte berufen werden, erkennen bald alles denkbare Gute nur in dem ausführbar Guten. Sie werden sich um diejenige Combination schaaren, die am wenigsten von der, welche sie hofften, verschieden ist und ein gutes Erbe hinterläßt; die beim Anlegen des Maßstabes der Wahrheit den Geist der Freiheit, der Gleichheit und der christlichen Bruderliebe athmet, den Geist, der politische Bildung mit christlicher Gesittung durchdringen muß. Dann brauchen das Bewußtsein und das erleuchtete Interesse des Landes sich nicht auf den immer verhängnißvollen Weg der Reaction zu wagen; mag die Form sich ändern, bleibt doch die Sache dieselbe! Aber bei der Präsidenschaftsfrage, wie sie einmal gestellt wurde, ist's nicht die Ordnung, ist's nicht das Land, ist's nicht die Zukunft, die wir im Auge haben; wir erblicken darin ganz andere Namen, ganz andere politische Erfahrungen.

II.

Die Präsidentschaft Bonaparte's.

Die Partei, welche sich die gemäßigte nennt, will im Grunde gleichfalls das demokratische Königthum. Ihr Irrthum, oder vielmehr ihr Unrecht ist, daß sie glaubt, jeder Weg führe dahin, die Mittel seien gleichgültig. Das hat Veranlassung zur Wahl des Prinzen Louis Bonaparte gegeben.

Augenscheinlich liegt in dieser Wahl ein unglücklicher Widerspruch; sie greift die Frage im Grunde nur an, um sie bloßzustellen. Lassen wir auch selbst die Eventualitäten eines Bürgerkrieges und blutiger Ereignisse bei Seite, so scheint die neue Regierungsform doch nur zur traurigen Alternative: Anarchie, oder Willkürherrschaft, zu führen. Ist sie gemäßigt, so wird sie schwach sein gegen ihre erbitterten Feinde; stark aber, Gefahr laufen, dieß allzu sehr zu werden. Sie kann in Versuchung gerathen, in Nachahmerei zu verfallen und persönlich zu werden. Bei der gegenwärtigen Lage des Landes giebt es keine genügen-

ben Bürgschaften gegen diese Wandlung. Das Volk scheint die Ueberzeugung zu haben, der Name „Bonaparte“ heile von dem Uebel der Republik, wie gewisse Zauberworte von dem Rothlauf heilen. Schwer mag es gewiß sein, dasselbe in einer Lage zu erhalten, die zwar nicht mehr Republik, aber etwas Anderes auch noch nicht ist. Will man denn Das aber? Will man von Neuem den Weg durch das Kaiserreich zurück, um zur Monarchie zu gelangen und so durch Mäßigung Gewalt ausüben? Oder hält man sich für stark genug, um zu gehöriger Zeit inne halten und die Kaisererfahrungen nach Gutdünken verwenden zu können? Verwenden? Für Wen? Für eine gewaltsame, improvisirte Gewalt, die, sie sei, welche sie wolle, in Gefahr steht, ihrerseits wieder als Beute irgend einer anderen gewaltsam improvisirten Gewalt anheim zu fallen? und zwar durch Ueberraschung, durch eine plötzliche Wendung. Nichts ist reif, Nichts zur Entscheidung vorbereitet.

Fände es aber Statt, wäre es dann leicht zu verhindern? Der Prinz Bonaparte ist nicht der einzige in seiner Partei; es giebt Leute darin, die bonapartistischer gesinnt sind, als er selber. Man wird ihn auf die überall in Europa herrschende Stimmung der Geister aufmerksam machen, wird ihm zusehen, die volksthümliche Mission seines unsterblichen Oheims in deren wahren Wege wieder aufzunehmen; wird ihm sagen, wenn man etwas Exceptionelles in der jungen Societät sein wolle, müsse man mit der alten brechen; seit 60 Jahren ständen sich zwei unveröhnliche Principe in Europa einander gegenüber, von denen das eine stets Dasjenige in sich aufnehme, was das andere nicht gewonnen.

Cäsar's und Cromwell's Rolle ist jedenfalls abgenutzt; sie stände mit unserer Zeit in allzu großem Widerspruch, und wenn Napoleon selber sein Geschick von vorn anfänge, würde er nicht Kaiser oder König in Capet's oder Karls des Großen Sinne werden wollen, sondern das Exceptionelle auf anderem Wege erstreben. Er würde sich an die Spitze der Völker stellen, würde ein Marius sein und der Mann der Revolution und die Brücke zu einer neuen Weltgestaltung werden. Der Prinz Louis ist brav, großherzig, er ist bescheiden und voll der besten patriotischen Absichten; allein er hat eine Vorliebe für große Unternehmungen, und gedrängt, angefeuert, wie er stets von den Seinigen wird, könnte bei der jetzigen Sachlage Europa's auch ein noch mehr auf Bescheidenheit angewiesener Mann sich am Ende berufen glauben und von sich sagen, wie Scribe Jemand von sich sprechen läßt: „Ich sage ja, ich kann nicht Lateinisch; vielleicht aber kann ich's doch; — will's versuchen!“

Trägt man auch dieser Eventualität keine Rechnung, so bietet die Präsidenschaft Bonaparte's, als ein Refler des Kaiserreichs um das Haupt Frankreichs, doch Verwicklung und ernstliche Schwierigkeit für unsere Politik. Wie auf der Hand liegt, haben wir in Europa nur für Concessionen, oder für den Krieg Einfluß zu hoffen; an den

Prinzen Louis wird man aber größere Ansprüche machen, als man sie an den General Cavaignac gestellt haben würde. Der Name Bonaparte steigt nicht herab; er steigt hinan, oder — fällt.

Je mehr der Prinz Louis ein Mann von sorgfältiger Uebersetzung und hoher Moralität ist, je mehr muß ihm seine Stellung als eine ernste, viel erheischende erscheinen. Vielleicht besteht seine wahre Aufgabe, sein dauernder Ruhm darin, Frankreich zur Monarchie zurückzuführen und es für einen Act patriotischer Tugend vorzubereiten, der dauernd in der Menschen Gedächtniß, als jene eiserne Statue auf dem Vendôme-Platz. König Ludwig von Holland schuf sich einst diese Unsterblichkeit; denn er zog eine große That einem großen Ehrgeiz vor.

III.

Das legitime Königthum.

Ausbauer, Thatkraft, Ueberzeugung und Stellung — Alles ist — wir müssen es gestehen — bei der legitimistischen Partei; aber stark als Partei, ist sie schwach als Bruchtheil des Volks; ganz geeignet, Bestehendes zu stürzen, ist sie doch ungenügend, Etwas zu begründen. Sie gleicht einem tüchtigen Generalstabe ohne Soldaten. Wohl kann sie durch Ueberraschen, durch Gelegenheitsursachen, durch den Haß, der gegen das Bestehende herrscht und um jeden Preis dasselbe zu beseitigen strebt, stark werden. Das weiß sie auch, und Dem gemäß verfährt sie; zu ihren eigenen Gunsten beutet sie politische Täuschungen und Erfahrungen aus, die sie selber veranlaßte; sie möchte gern beweisen, daß jede andere Regierungsform unmöglich sei, um allein auf dem Platze zu bleiben und somit, weil es ihr an Sympathieen fehlt, Alles an sich, als an die letzte Hoffnung, zu fesseln. Allerdings kann ihr bei dem herrschenden Ideen-Wirrwarr diese Taktik gelingen; sie kann Erfolg haben; denn in Frankreich kann Alles Erfolg haben, es fragt sich nur, ob einen dauernden. Die Legitimität würde in diesem Falle auch nur ein Uebergang, auch nur ein äußerster Gegensatz gegen Republik sein; allein die Frage selbst wäre nicht erledigt.

Die Legitimität datirt von einer zu fernen Zeit. Sechszig Jahre voll wichtiger neuer Gestaltungen, Veränderungen, Fortschritte, Ruhm und neuer Nationalbildung haben uns auch einen ganz anderen Geist geschaffen, unsere Denkweise, unsere Sitten und unsere Gewohnheiten

ganz umgestaltet, unseren Erinnerungen und politischen Anschauungen einen festen Punkt gegeben, und das alte Frankreich existirt für uns nur noch in unseren Bibliotheken. Wir sind zwar die Söhne unserer Väter, aber wir sind nicht ihre Nachfolger, sind nur die Kinder unserer Zeit und ein Volk voll Leben und Unternehmungsgeist; es widerstrebt unserer Natur, rückwärts zu schauen. Wir wissen es jetzt, die Legitimität gebahrt sich, als wenn sie mit uns dieselbe Luft athme, spricht von Gleichheit, Volks-Souverainität, demokratischem Königthum. Allerdings kann das wahr sein, und zweifellos ist es auch wahr in dem hellen Verstande, in dem edlen Herzen des jungen, trefflichen Fürsten, der die Legitimität personificirt; aber — man verzeihe uns die freimüthige Aeußerung! — in Betreff der legitimistischen Partei ist es eine Unmöglichkeit. Zwischen dem Princip des älteren und dem des jüngeren Zweiges handelt es sich um mehr, als um eine bloße Personenfrage; sonst wäre der Patriotismus auf der einen Seite so gut wie auf der anderen nur leerer Schein. Das historisch berechnete und national berechnete Princip wird durch einen Anachronismus getrennt, für den das gemeinsame Maß fehlt. Ist gleich der Text früher derselbe, so sind die Commentare später dazu doch ganz verschieden. Frankreich besitz in dieser Beziehung eine unheilbare Ungläubigkeit. Was auch an diesem oder jenem Tage, bei dieser oder jener Gelegenheit die Legitimität wolle und verspreche: stets wird sie geneigter sein, sich in die Vergangenheit zurückzuziehen, als für die Zukunft sich zu öffnen; nie mit der Zeit fortzugehen wissen und stets den Paletot unbequem finden. Sie ruft die Opposition hervor, nationalisirt sie und macht Verleumdung derselben leicht und populair; sie schafft, mit Einem Worte, mehr Republikaner und Bonapartisten, als Kaiserthum und Republik legitimisten hervorriefen.

Die legitimistische Partei kennt ihre Mängel, weiß, wie verhältnißweise ungenügend sie ist, erkennt, daß die unermessliche Majorität des Landes sich dem Juli-Principe, dem Königthume mit absolutem Volksrecht zuneigt. Da nun beide Zweige sich zufälliger Weise in ähnlichen Verhältnissen befinden, und persönliche Beweggründe eine Verschmelzung hervorzubringen bestimmt sein könnten: so hat die legitimistische Partei an eine solche Familien-Verschmelzung gedacht. Aber die Regentschaft hat die Sache nicht mit diesen Augen angesehen. Zur Erbfolge bei sich anbietender Gelegenheit geeignet, mußte sie auch die Möglichkeit, bei eintretendem Wechsel, wenn eine Erbfolge nicht stattfand, eines Andern Stelle einzunehmen, sich offen erhalten. Man verlangte von ihr, eine Chance zweien vorzuziehen, den einen Platz durch Befetzung des zweiten zu compromittiren; so Etwas durfte man nicht vorschlagen. Eine andere, nicht weniger gewichtige Betrachtung mußte bei der Regentschaftspartei Bedenken erregen: wenn sie sich auf die Legitimisten stützte, wenn sie unter deren Banner einherzog, machte sie sich zu einer kriegsführenden und schuf sich unversöhnliche Feinde. Sie mußte siegen,

musste zum Ziele gelangen und durch Kampf sich Dauer sichern; somit entsagte sie ihrem schönsten Attribute. Sie, einst zu herrschen und die Parteien zu versöhnen bestimmt, machte sich der Gewaltthätigkeit schuldig, verlor ihren exceptionellen Charakter, ihre große und nationale Sonderheit, diejenige nämlich, die einzige mögliche Combination einer Regierung der Versöhnung zu sein.

Auf sich allein angewiesen, hat die legitimistische Partei das Juli-Königthum für die Republik gestürzt; es kann die Republik wieder für sich selber stürzen; aber wir glauben, daß sie sich in Hinsicht der letzten Resultate verrechnet. Wohl kann die Republik ihr als Beute, nie aber als Erbe zufallen; durch Menschen kann sie mächtig sein, nie aber wird sie's durch Verhältnisse werden.

IV.

Die Regentschaft.

Wir haben schon viele unglaubliche Dinge erlebt und sind noch lange nicht am Ende. Eine so allgemeine und jeden Einzelnen berührende Verwirrung kann nur der eignen Kraftlosigkeit weichen. Für unser Wohl müssen wir dem Zufall vielleicht das letzte entscheidende Wort überlassen. Wir werden Alles versuchen, Alles durchmachen, und unter Ruinen und Trümmern, unter zersehten Constitutionen und Kartätschen, werden wir, vorher wie nachher, die unerbittliche Alternative finden: entweder geht Frankreich zum Föderativ-Staate über und bildet Staatenbunde, oder es kehrt zur monarchischen Regierungsform zurück. Wie schon gesagt, es kann sich jetzt nur um die Möglichkeit eines demokratischen Königthums handeln, und dieß Königthum hat gleichfalls seine Bedingungen und Ausschließlichkeiten. Gerade hier ist für ein solches, das dauern soll, Nichts gleichgültig; es darf nicht eine Vergangenheit voll Feindseligkeiten und Niederlagen abspiegeln, darf aber eben so wenig das isolirte Factum einer Volksaufwallung und ohne besonders bevorrechtete Ansprüche auf Vorzug sein. Weder Legitimität, noch Kaiserthum können bei dem demokratischen Königthum stehen bleiben, oder zu ihm hinabsteigen.

Dieß Königthum war es, das wir im Februar haben wollten und sollten; es lag in dem Geschrei nach Reform, und die Republik war bloß eine Ueberraschung, ein vorübergehender Zufall. Heute noch steht es vor den Blicken Frankreichs und wird durch Alles, wofür Men-

schenherz und Menscheng Geist die meiste Sympathie fühlten, was die mächtigste Wirkung auf selbige hervorbringt: durch die Unschuld eines Kindes, durch das reine, fleckenlose Leben einer Mutter repräsentirt; denn vergebens suchte man an Beiden ein schuldiges Haar. Nur bei der Frau Herzogin von Orleans und ihrem Sohne, und nur bei diesen Beiden, ist das demokratische Königthum und Frankreichs Zukunft.

Wir Alle sahen diese Fürstin, wir Alle wissen, daß die Erinnerung an sie im Volksbewußtsein liegt, daß sie Bedauern und Achtung bei allen Parteien, Feinde bei keinen sich erworben. Diese allgemein günstige Stimmung verdankt sie aber nicht bloß ihren hervorragenden politischen Eigenschaften, sondern wir fühlen Alle in unserer innigsten Ueberzeugung, daß an ihr Leben sich ein Theil von Frankreichs Geschick knüpft. Der Bonapartist, der Legitimist, der aufrichtige Republikaner muß, wenn er auch die Herzogin mit ihren, seine Eifersucht erregenden Ansprüchen verwirft, sich dennoch selber gestehen und sagen: Wäre ich unmöglich, so könnte nur die Regentschaft möglich sein.

Die Herzogin von Orleans stammt aus dem ältesten Blute in Europa, und doch ist dieser Umstand in ihren Augen nur eine erlauchte Zugabe. Mutter vor Allem, dann Frau und Französin ihrer Zeit, blieb ihr jener gemeine Ehrgeiz fern, der um jeden Preis seinen Platz einnehmen will. Man hat von einem Concordat zwischen dem älteren und jüngeren Zweige gesprochen. Die Stellung der Herzogin von Orleans ist keine politische, und tief eingreifende Verhältnisse werden von Gott gelenkt. Die Regentschaft bildet keine politische Partei, oder ein politisches Contingent; sie stürzt sich nicht in das Parteigetriebe, pflanzt keine eigene Fahne auf, läßt auf Streit sich nicht ein; sie ist das National-Gefühl und der National-Grund für die Ruhe; sie ist Alles, ist Frankreich, ist der Wille Frankreichs, oder — wenn sie Das nicht sein kann, tritt sie ganz vom Schauplatz.

Man hat gegen die Regentschaft historische Beweise vorgebracht; einer solchen Schlußreihe fehlt aber Wahrheit, vielleicht auch Redlichkeit. Wir leben nicht mehr in den Tagen einer Maria von Medicis, einer Anna von Oesterreich; die Verhältnisse haben sich noch mehr fast, als die Menschen verändert. Nicht aus Schwäche, nicht aus Mangel an gutem Willen gehen heutigen Tages die Regierungen zu Grunde, wohl aber durch allzu viel guten Willen, durch ein unglückseliges Vertrauen auf Unterdrückungstheorien.

Wenn in den leztvergangenen Jahren Louis Philipp nur ein schwaches Kind gewesen wäre, säße er noch auf dem Thron. Schwerlich dürfte mitten unter unseren Kämpfen und zerrissenen Zuständen, wo die Regierung auf Kanonenlaffetten und Bajonettspitzen thront, auch die Regentschaft allen Anforderungen entsprechen; vielmehr müßte sie, ungleich der Republik, dem Bonapartismus, oder dem legitimistischen Königthume, weniger regieren, wohl aber Krieg führen. Bei dieser traurigen Gestaltung würde — gern gestehen wir es — ihr mehr als

einer anderen Regierungsform jene grausame Energie mangeln, welche von Empörung, Blutbad, Bürgerkrieg das Recht, über sie zu herrschen, fordert. Wir wissen wohl, die Zeit der Regentenschaft ist noch nicht gekommen; sie ist eine der Zukunft vorbehaltene Wahrheit, und Frankreich hat zu viel Civilisation, zu viel Interesse an Ordnung, als daß es sich stets schlecht befinden wollte, wo es ihm doch gut gehen kann.

Unsere Zeit hat einen nicht zu verläugnenden Charakter, der gebieterisch die Herrschaft über alle Rechte, Interessen, Lagen, Vergünstigungen beansprucht. Die Socialisten irren, wenn sie diese Herrschaft von der Republik fordern; es giebt nichts Undankbareres und Egoistischeres, als die Republik. Man denke an ihre Erkenntlichkeit gegen den General Cavaignac, den eben so rechtschaffenen Mann, als weisen Republikaner, der der Washington Frankreichs wäre, wenn Frankreich anders einen Washington haben könnte. Wenn die Idee des christlichen Socialismus bei uns im Staate Platz zu greifen vermag, so kann sie's nur, wenn sie Den, der das Staatsruder hält, durchdringt. Dann wird die Regierung stark sein; denn heutiges Tages ruht die Stärke nur in Allen, ruht in gerechten, schützenden Gesetzen, welche die Unglücklichen weniger unglücklich machen, damit sie weniger der Schuld und der Strafe ausgesetzt sind.

Das möge uns klar bleiben: die einzige Regierungsform, die in Frankreich Dauer haben kann, ist diejenige, welche keine Gewalt anzuwenden braucht, um zur Herrschaft zu gelangen. Eine politische Meinung, die an der Spitze, oder im Gefolge einer Partei sich die Macht erobert, stößt immer auf eine entgegengesetzte Meinung, die im Begriff steht, sie zu bekämpfen, sie zu stürzen. Sie hielt sich für eine dauernde Macht und war doch nur der vorübergehende Erfolg. Was macht die jetzige Republik stark? Wodurch wird der zukünftige Bonapartismus stark werden? Wodurch würde die Legitimität, wenn sie zur Regierung käme, stark sein? Nur durch etwas Provisorisches! Die Republik ist sicherlich nicht diejenige Regierungsform, welche der Energie entsagt, und doch hat sie in ihrem Symbol den Spruch: „Liebet Euch unter einander!“ Das kommt daher, weil in der That fortan nur die Vereinigung, nur die Wechselbeziehung der Interessen und das Solidarverhältniß der Einzelnen etwas Dauerndes begründen können.

Diese Resultate aber — wir können sie nur von einer neuen Gestaltung hoffen, die rein geblieben ist, die noch nicht versucht ward, die frei zum Königthume geboren wird, wie wir zum Leben geboren werden; die ihre Dauer in einer genügenden Decentralisirung findet, die dem Haupte Blut entzieht und Leben, Beweglichkeit und Individualität den Theilen zuführt; die die Gemeinde emancipirt, den Provinzen eine Verfassung giebt, dort den öffentlichen Geist und in einem richtigen Verhältnisse eigene Unabhängigkeit und eignes Handeln weckt, als Stützpunkt und legaler Widerstand gegen die Heftigkeit und das Ueberstürzen des Mittelpunktes. Auf diese Weise hängt Frankreich

nicht mehr von Einem Ort, von Einer Begebenheit ab; ist nicht mehr der Einsatz bei einem Staats-Coup, oder der Preis eines Handstreichs. Die Centralisation ruht vielmehr in dem Einklang, in der Gleichmachung, in dem homogenen und identischen Zusammenströmen aller Punkte in einen einzigen Punkt. Sie ist nicht dieses mechanische, farblose Prinzip, das aus dem politischen Sitz einer Nation das Zucht-lager einer Armee macht. Sie übt ihre Kraft an gemeinschaftlichen, allgemeinen und großen Interessen, hält bloß die organischen Blutadern des Gesammtlebens, der nationalen und socialen Bewegungen in ihrer Hand, und Frankreich wird nicht mehr durch den Telegraphen verwaltet. Dadurch gewinnt das Ministerium mehr Zeit und bedarf weniger Einfluß, was gerade eine Bedingung und Bürgschaft für die Stabilität seiner Gewalt ist. Bei unbeschränkter Centralisation verkümmert die Macht durch die ministerielle Verantwortlichkeit. Wäre die Centralisation in Frankreich nicht so groß gewesen, so hätte man die verantwortlichen Lenker der Regierung ihren Troß nicht bis auf's Aeußerste treiben lassen, und ein Ministeriums-Wechsel würde zu keinem Regierungsschurz geworden sein. Mit Einem Worte: durch die Decentralisirung, wie sie sein kann und nach unserer Ansicht sein muß, wird Alles zu Vaterland, zu Frankreich, zu Regierung; und ein Theil dieses Ganzen ist wieder die Familie, die Sicherheit, das tägliche Leben.

Die einzige Regierungsform aber, welche ein solches Resultat gewähren kann — jeder Vernünftige kennt sie — ist die Regentenschaft, ist die Herzogin von Orleans und ihr Sohn. Sie allein vereint alle Vorzüge jeder politischen Meinung in sich, ohne dabei an den Gefahren und Inconvenienzen irgend einer anderen zu leiden; sie allein kann die Einheit und Festigkeit der Monarchie als einfache Bürgschaft für Freiheit und demokratisches Leben bieten; sie allein endlich sich selber in Betreff der Nothwendigkeit ihrer Existenz genügen, ohne durch ihre Ansprüche auf jene Existenz die Nothwendigkeit zu compromittiren und zu schwächen. Sie steht nicht unter dem Einfluß irgend welcher Antecedentien, nicht unter dem irgend eines Systems, oder irgend einer Partei. Sie hat keine Erinnerung, um Anderes zu wollen, als sie will; keine Sehnsucht, keine Mühen, keine Widersprüche, keine Vergangenheit liegen hinter diesem Kinde, und nur die letzte Erfahrung aus siebenzehn Jahren bleibt von den Erinnerungen der Vergangenheit. Jede andere Combination, als die Regentenschaft, wäre im Grunde nur eine Zusammenstellung, ein Vertrag, dem Vertrauen, Wahrheit und hinreichende Zustimmung mangeln. Aber wo ist diese Regentenschaft? Keine Partei trägt ihren Namen, keine Mitbewerber streiten sich ihretwegen; ist Mangel an Vertrauen, ist Zweifel an ihrer Zukunft hieran Schuld? Nein — Klugheit und Patriotismus bloß. So lange Frankreich unglücklicher als sie selber war, verstummte sie, weil sie das Ungewitter nicht durch folgenreiche Worte vergrößern

wollte. Aber mit dem Aufhören der Umstände, die Schweigen geboten, muß auch das Schweigen aufhören. Wir leben nicht mehr unter aufregendem Trommellärm und Gewehrfeuer; ohne uns gerade wohl zu befinden, geht es uns doch nicht so schlecht mehr, als daß wir nicht auch an morgen denken sollten, und die Zeit des Nachdenkens, der freien Erörterung ist wiedergekehrt. Die Regentſchaft hat aufgehört, ein Gefühl, eine bloße Idee, eine Erinnerung zu ſein; ſie iſt zum Ausdruck eines nationalen Factums, das ſich ereignet hat, zu einer volksthümlichen Erwartung, die nach Verwirklichung ſtrebt, geworden; ſie tritt hervor, nicht etwa, um auf dem behaupteten Plaze einen Kampf zu beginnen, ſondern um ihre Stellung in der Reihe der Möglichkeiten zu beſtimmen. Nur zu zeigen hat ſie ſich, nur ihren Geiſt, ihren Hauch braucht ſie kund zu geben, und Freunde werden ihr nicht fehlen; Frankreichs Vernunft wird für ſie Anhänger werben. Wenn wir auf dieſe Weiſe von ihr reden, ſind wir überzeugt, daß wir ſchwach nur den Wunſch und den geheimen Gedanken einer unermeglihen Mehrheit darſtellen. Mit größerer patriotiſcher Ruhe werden wir kommenden Entwiſelungen entgegengehen, wenn wir deren End- und Zielpunkt in einem lebensfähigen Umſtande erblicken, der Alles für ſich hat, uns einzig und allein Alles gewähren kann.

Als eine Frau von überlegenem Geiſte und heldenmüthiger Seele wird die Frau Herzogin von Orleans, wenn ſie von einem großen Volke zur Lenkerin ſeines Geſchickes erwählt iſt, im Glück wie im Mißgeſchick dieſe erhabene Miſſion zu begreifen und ſich mit den Hoffnungen Frankreichs und ſeiner Zukunft in Einklang zu ſetzen wiſſen. Schon am 24. Februar hat ſie ja gezeigt, was ſie einſt ſein wird. Schon an jenem Tage, als ſelbſt Männer, von dem gewaltigen Ereigniß betäubt, Schwäche zeigten, wußte eine junge, vergessene, ſich ſelbſt überlaſſene Frau, der jede Erfahrung in ſo verhängnißvoller Lage abging, dennoch Das zu bleiben, wozu eine Thronberaubung ſie gemacht, und den unerwartetſten, aber würdigſten und angemeeſteſten Entſchluß zu faſſen. Wäre die Frau Herzogin von Orleans nach England gegangen, ſo war ſie nur das Glied einer Familie; aber da ſie ſich allein und iſolirt in einer kleinen, entlegenen Stadt Deutschlands niederließ, ſtellt ſie ein eigenes Princip dar, umgeben von dem eigenthümlichen Hoheitsſchimmer ihres Unglücks und den Sympathien, die es weckt.

Einiſt, wenn wir zu uns ſelber gekommen ſind und endlich wieder in geordnete Zuſtände und fortſchreitende Lebensverhältniſſe übertreten, werden wir auch zu den wahren Gefinnungen des Februar zurückkommen und dann die Frau Herzogin von Orleans in ihrem Exile gerade ſo wiederfinden, wie wir ſie einſt am Tage des ſchmerzvollſten Opfers bei den Invaliden erblickten. Dort, heftig erſchüttert durch den furchtbaren Auftritt im Palais-Bourbon, getrennt von ihrem jüngſten Sohne, den andern an der Hand führend, nur

von einem einzigen Freunde, der im Unglück ihr treu geblieben war, begleitet und geschützt, trat sie in ein Gemach und sprach mit bewegter Stimme, die mit dem Eindrucke der Ueberzeugung fesselte, indem sie auf die Knie sank, zu ihrem Sohne: „Dem Schicksal uns beugend, mein Sohn, wollen wir für Frankreich beten!“

Erwähnen müssen wir zum Schlusse noch, daß die Regentschaft allein sich dem Lande darzustellen vermag als umgeben von den Sympathien anderer Völker und Regierungen, als eine sichere Bürgschaft endlich für die allgemeine Rückkehr zum Frieden und zu einem geordneten Staatsleben. Seit einem Jahre knüpft sich Europa's Schicksal an Frankreich's Geschick. Ist letzteres zu einem normalen Zustande wiedergekehrt, werden auch im übrigen Europa die Wirren mit gerechten und volksthümlichen Verbesserungen schließen.

Somit hat die Regentschaft ein allgemeines, ein großes, ja vielleicht das größte Interesse der civilisirten Welt für sich. Als wahrer Ausdruck neuer Verhältnisse und Bedürfnisse, gegründet auf die politischen, sittlichen und christlichen Grundsätze einer Regierung, die Allen genügt, kann die Regentschaft allein der Zukunft den Geist des Umsturzes nehmen, kann sie allein nur versöhnen und die Gesellschaft vor jener subversiven, raublustigen Reaction schützen, die in ihrem Innern gährt.

